

*Rolf Hoffeld: Heinrich Heine. Die Erfindung des europäischen Intellektuellen. Biographie. München: Siedler, 2014.*

Eine Biographie über einen weltberühmten Autor vorzulegen, zu dem es eine unüberschaubare Fülle an Literatur gibt, rechtfertigt sich nur, wenn man entweder substantiell neue Erkenntnisse zu bieten hat, eine neue Perspektive anzulegen vermag oder so mitreißend schreibt, dass die Biographie als Einstieg für Neugierige taugt und ihnen Lust macht auf mehr, nämlich auf die Lektüre des Autors im Original. Nun ist zwar Hoffeld seit seiner Dissertation (*Die Welt als Füllhorn: Heine. Das neunzehnte Jahrhundert zwischen Romantik und Moderne*, 1984) als Heine-Spezialist ausgewiesen, jedoch hat er substantiell Neues nicht zu bieten: Sein Buch ist nicht monumental wie Werner Kaegis Jacob-Burckhardt-Biographie, nicht detailversessen wie Martin Gregor-Dellins Werk über Richard Wagner. Dafür ist es exzellent geschrieben, schön zu lesen, die Proportionen stimmen, und man bekommt wie in einem Kaleidoskop eine Epoche in ihrer ganzen Vielfalt zu sehen, mit immer neuen Aspekten, aus denen sich ein faszinierendes Gesamtbild zusammensetzen lässt. Damit gelingt es Hoffeld, Heine aus der Gefangenschaft der Heine-Bilder zu befreien: dem des Romantikers oder des engagierten Zeitgeist-Literaten, des begnadeten Lyrikers oder des oberflächlichen Feuilletonisten. Das allein schon rechtfertigt eine Empfehlung von Hoffelds Buch, eine Empfehlung freilich eher für Neulinge und Neugierige und weniger für Heine-Spezialisten.

Ein Problem allerdings stellt der Untertitel dar, den der Autor im Kern von Gerhard Höhn übernommen, aber charakteristisch verändert – und sich dabei übernommen hat. Höhn spricht von Heine als *erstem modernen europäischen Intellektuellen*, Hoffeld von der *Erfindung des europäischen Intellektuellen*. Das mag dem Marketing geschuldet sein, weckt aber eine Erwartung, der nicht entsprochen werden kann, weil diese Behauptung einfach nicht stimmt. Sind etwa Voltaire oder Erasmus keine europäischen Intellektuellen gewesen? Waren sie etwa keine unabhängigen Geister und auch ökonomisch nicht angewiesen auf große Institutionen wie etwa die Kirche? Haben sie nicht in verschiedenen Sprachräumen gelebt, waren sie nicht europäisch vernetzt, hat ihr Einfluss nicht ganze Epochen geprägt? In der ihnen geläufigen Sprache der europäischen Bildungsschichten jeweils freilich – aber seit wann konstituiert es den europäischen Intellektuellen, dass er sich in mehreren Nationalsprachen auszudrücken versteht?

Was Hoffeld meint, ist etwas anderes. Er meint einen Geist, der in einem zunehmend nationalistisch werdenden Europa den Blick über die Grenzen

hinaus offenhält, der den Deutschen Frankreich erklärt und den Franzosen das Land jenseits des Rheins. Er meint einen Intellektuellen, der ein waches Auge hat für die Widersprüche seiner Zeit, der kritisch und voll skeptischer Ironie mit ihnen umzugehen und sie experimentell literarisch zu gestalten weiß: „Heine hatte nie die Absicht, sich mit Höhenflügen zu verrechnen. Er war ein moderner Skeptiker in der Tradition Michel de Montaignes. Wie sein großes Vorbild Baruch de Spinoza wollte er eine Welt ohne Chimären, ohne ‚Tiefe‘. Und entsprechend eine Dichtung, die leichten Fußes daherkommt und sich in einer offenen und mit all ihren Ambivalenzen unbestimmten Gegenwart verortet sieht“ – so lautet Hosfelds Resümee (10), und, dass im Bezug auf seine Lebensführung Heines „Antwort auf das Drama der Illusionen, das seine Dichtung vorführt, Contenance“ hieß (9). Wie Heine dieser Mensch wurde, wie er lebte, wie er sich in der Auseinandersetzung mit anderen veränderte – das zu präsentieren gelingt dem Autor vorzüglich.

Statt nun die hinlänglich bekannte Vita des Dichters anhand von Hosfelds Werk zusammenzufassen, konzentriere ich mich auf zwei Abschnitte, die mir besonders gelungen scheinen. Dazu gehören die drei Kapitel über die Berliner Jahre 1821 bis 1823: *Der Geist der modernen Zeit*, *Die jüdische Besonderheit*, *Ich bin viele* und die ersten Seiten des Kapitels *Ungleichzeitigkeiten*. Da wird zunächst ein Bilderbogen aufgespannt vom Berlin der frühen zwanziger Jahre: E. T. A. Hoffmann, dessen *Meister Floh* gerade von der Zensur zerrupft und verstümmelt wird, das Weber-Fieber vom Sommer 1821, das Café Royal an der Ecke Unter den Linden und Charlottenstraße – „ein Versammlungsort eleganter und gebildeter Welt schlechthin“ (78). Da ist von Liebschaften die Rede, die im Verborgenen bleiben, und natürlich von Rachel Varnhagen, zu deren Salon der junge Dichter eine Zeitlang gehört. Dann tritt Hegel in den Blick, bei dem Heine Geschichtsphilosophie hört und dessen Einfluss sich bereits in dem Memoire Über Polen vom Dezember 1822 findet. Schließlich Eduard Gans, der Präsident und intellektuelle Kopf des *Vereins für Cultur und Wissenschaft der Juden*, dem Heine seit August 1822 angehört. Hosfeld charakterisiert Gans – Heines intimsten Freund dieser Zeit – sehr zutreffend als charismatische Person und stimmt ausdrücklich, wenn auch mit umgekehrter Wertung, dem Gans ganz und gar nicht wohlgesinnten Heinrich von Treitschke zu, der in dessen Angriffen auf Friedrich Karl von Savigny und die historische Rechtsschule die Anfänge des „junghegelianischen Radikalismus“ sieht (104). Diese Passagen sind eine Lust zu lesen und erinnern mich an die beiden Berlin-Bücher von Günter de Bruyn über die Zeit zwischen 1786 und 1815 (*Als Poesie gut* und *Die Zeit*

der schweren Not) oder an Petra Wilhelmy-Dollingers schönes Werk über die Berliner Salons.

Spätestens Ende 1822 freilich, nach der Kabinettsorder vom 4. Dezember, die Juden den Zugang zu akademischen und zu Schulämtern ausdrücklich versperrt, wird Heine klar, dass er beruflich in der preußischen Hauptstadt keine Zukunft hat, zumal „die von Anhängern der historischen Schule beherrschte juristische Fakultät“ selbst „die Promotion von Juden grundsätzlich“ ablehnte (131). Als Reaktion Heines auf die reaktionäre Wende der preußischen Judenpolitik zitiert Hosfeld aus einem Brief an Immanuel Wohlwill vom 1. April 1823, also sieben Wochen vor seiner Abreise aus Berlin: „Es gibt schmutzige Ideenfamilien,“ – gemeint ist das staatlich verordnete Christentum – „die in die Ritzen dieser alten Welt, der verlassenen Bettstelle des göttlichen Geistes, sich eingenistet“ haben (132) und den Juden das Leben schwer machen werden. Dagegen hätte man freilich auch eine Passage aus den *Briefen aus Berlin* stellen müssen, in der Heine nur wenige Monate zuvor etwa über den großen Theologen Schleiermacher schreiben kann: „Dieser Mann braucht nur das schwarze Kirchengewand abzuwerfen, und er steht da als Priester der Wahrheit.“ Von solcherart christlicher Predigt fühlt sich der Jude Heine immerhin „erbaut, erkräftigt, und wie durch Stachelworte aufgeißelt vom weichen Pflaumenbette des Indifferentismus“ (aus den Sämtlichen Schriften, ed. Klaus Briegleb, Bd. 3, München/Wien 1976, 37).

Intensiv beschäftigt sich Hosfeld mit dem Verhältnis des Dichters zu Ludwig Börne, das sich seit 1831 zunehmend abkühlt. „Börne war“, so Hosfeld im Kapitel *Geschichtsschreibung der Gegenwart*, „im Vergleich zu Heine, [sic!] mehr ein Aktivist und Moralist, mehr politischer Zeitkritiker als poetischer Schriftsteller und reflektierender Historiker“ (277). Heine ist für Börne „ein seelen- und glaubensloser Mensch, dem nichts heilig sei“, ein Schönling zwar und Frauenschwarm, aber „charakterschwach, liederlich, herzlos, bössartig, opportunistisch, geistlos und feige“ (ebd.). Den Kern der Differenz zwischen den beiden Schriftstellern sieht Hosfeld wohl zu Recht in der Dialektik von Gedanken und Tat, von Philosophie und Revolution, die Heine im Gegensatz zu Börne immer offenhält und die ihn davor bewahrt, vom kritischen Poeten zum politischen Aktivist und Agitator zu verkommen.

Hosfelds Buch vereint Biographie und Werkinterpretation mit einem besonderen, freilich nicht neuen Fokus auf der Identitätsfrage des deutschen Juden, der in Frankreich seine Heimat gefunden hat. Das überzeugt in jeder Hinsicht bei den Gedichten, nicht immer gleichermaßen bei den

politisch-essayistischen Schriften. Freilich sind Werke wie *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland* oder *Die Romantische Schule* auch inhaltlich so umfanglich, dass man ihnen kaum gerecht zu werden vermag, ohne die Proportionen einer Biographie zu sprengen.

Das Buch hat schön gedruckte Bilder, von denen mir die Daguerreotypen der Ile de la Cité mit dem Pont Neuf im Vordergrund (353) und der Barrikaden von 1848 (401) besonders gefallen. Die Zitate werden nach den großen Heine-Ausgaben in behutsam modernisierter Schreibweise dargeboten, fremdsprachliche sind übersetzt, was bei einem Buch, das für ein breites Publikum geschrieben ist, einleuchtet. Dass freilich „die schönen Tage von Aranjuez“ (68) ohne jeden Hinweis auf Schiller trocken nach einem Brief zitiert werden (449 zu Anm. 31), amüsiert etwas.

Den Wert von Hosfelds Biographie liegt in der Erkenntnis, mit der der Verfasser selbst sein erstes Kapitel beschließt und mit der er den Leser nicht allein in die Lektüre der folgenden über vierhundert Seiten entlässt, sondern in einen potentiell lebenslänglichen Lustgewinn:

„Eigentlich ist die Beschäftigung mit dem Leben und Werk Heinrich Heines, Deutschlands ersten modern-postmodernen Dichters und größten Lyrikers nach Goethe, immer noch eine Entdeckungsreise voller unerwarteter Überraschungen.“ (10)

Hermann-Peter Eberlein (Wuppertal)

**Peter Hasubek: *Carl Leberecht Immermann. Eine Biographie.* Frankfurt am Main, Bern, Bruxelles, New York, Oxford, Warszawa, Wien: Peter Lang Edition, 2017.**

Was nach fast einem halben Jahrhundert, das seit der Monographie Benno von Wieses unter dem seine Schwerpunkte andeutenden Titel *Karl Immermann. Sein Werk und sein Leben* (1969) vergangen ist, und gar nach dem umgekehrt gewichtenden Band von Harry Maync *Immermann. Der Mann und sein Werk im Rahmen der Zeit- und Literaturgeschichte* (1921), der etwa das Doppelte an Zeit in der literarhistorischen Scheuer verbracht hat, vom Verfasser der neuen Immermann-Biographie einer vormärzlich interessierten Leserschaft angeboten wird, ist von Nüchternheit geprägt, mit Vorsicht und Vernunft formuliert und durch sehr viel mehr Quellen gespeist, als das den Vorläufern möglich war. Angesichts der speziellen philologischen Kenntnisse von Peter Hasubek lautet seine vorurteilsfrei entwaffnende Devise: